

# Banne die Sorge

Autor(en): **Fontane, Theodor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 41

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647641>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 41 - 25. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

12. Oktober 1935

## Banne die Sorge. Von Theodor Fontane.

Schon mischt sich Rot in der Blätter Grün,  
Reseden und Asten sind im Verblühn,  
Die Trauben geschnitten, der Hafer gemäht,  
Der Herbst ist da, das Jahr wird spät.

Und doch — ob Herbstlauch — die Sonne glüht.  
Weg drum mit der Schwermut aus deinem Gemüt!  
Banne die Sorge, genieße, was frommt,  
Eh' Stille, Schnee und Winter kommt.

## Schwester und Bruder. Novelle von Franz Odermatt.

In dieser Nacht war Regina, das Kind, zum Weibe geworden. Bald ein Jahr diente sie nun in dem Hause am Giebel bei jungen Eheleuten, die auf Kinder warteten. Aber wenn der junge Mann am Tische vor seinem Weibe und Regina an gewisse Dinge rührte mit Worten und Anspielungen, die aus seinem frohen Vaterstolz und seiner gesunden blutwarmen Art überströmten, hob die Frau die Augen, öffnete die Lippen, und zwischen den schneeweißen Zähnen sirpte ein leises, weiches „fff“. Regina wußte nicht, woher der Frau die Röte in die Wangen und der Ernst in die Augen kam, und welch ein Glücksfall dem Bauer das lachende Feuer in den Augen entzündet hatte.

Eins von beiden gab dann aber Regina einen Auftrag. Und die Frau belehrte ihren Mann, sobald das Mädlein sie allein gelassen: „Sie ist noch ein Kind. Wie ein einsames Vögelein ist sie aufgewachsen. Kein Mann im Hause, der Vater tot, nur das schüchterne Zwillingbrüderlein, sie ist noch wie ein ruhiges Wasser, rühr's nicht auf.“ Oder sie hob schelmisch den Finger und spottete: „'s ist nötig, daß du bald einen Meister bekommst. Im Militär wirst du das Maul halten lernen.“

Als aber der Tag seines Einrückens näher kam, verlor sie das schmollende Drohen mit dem Dienst, und es kam ihn an, sie darüber zu trösten: „Es paßt mir jetzt noch besser als in einem Monat. Zum Glück ist es noch nicht so weit. Drei Wochen sind bald vorüber. Und später, wenn der Bub da ist, ja der Bub“, sagte er sicher und bannte mit seinen warmen sieghaften Augen der jungen Mutter alle Sorgen vom Herzen, „dann würde es mir erst recht schwer, von euch zu gehen.“

„Behüt dich Gott, rege dich nicht auf, es ist nicht gut für dich und das Kleine. Sei ohne Sorge. Die Zeit

geht vorüber wie der Wind. Drei Wochen, nicht länger als man braucht, dreimal die Augen aufzuschlagen und zu schließen“, sagte er ihr, ehe er hinausritt und am Türkopfbalken die Stirne streifte. Doch die Frau plagte eine unbestimmte Angst um den Mann, und die Sorge, er fände den Weg nicht zur rechten Zeit heim, ließen sie nicht schlafen. Sie rechnete im Traume, in Glückseligkeit und Bangnis faumelnd, die Wochen nach, und verlor sich in einer Wildnis von Ranken und Dornen und den schönsten Moosteppichen; ein Eidechselein schlängelte heran und erschreckte sie. Darob erwachte sie laut aufschreiend, und ihren müden und verängstigten Sinnen blieben die Fäden zwischen Wachen und Träumen noch lange wirr vermengt.

Und eines Nachts aus solchem Traum erwachend, war ihre schwere Stunde da. Sie rief Reginen an das Bett und sagte ihr: „Höre Maidlein: Ich muß dich mit dem bekannt machen, was das erste ist im Leben. Erschrick nicht. Vom Himmel wird heute nichts mehr auf die Welt herabgebracht, alles wächst auf ihr, Gutes und Böses. 's ist die schönste Zeit im Leben, die Zeit, da man noch scheu um das Geheimnis des Werdens eines Menschen herumgehen kann, ich hätte dir diese süße Unschuldswonne nicht gestört, wär' ein anderer Mensch herum, um mir beizustehen. Bis ins Dorf ist's eine gute Stund', die Nachbarn rechts und links sind in den Berg zum Wildheufammeln gezogen. Und jetzt plötzlich, früher als ich gemeint, steht es so mit mir ... Schließe die Augen nicht vor dem, was kommt.“

Ein furchtbarer Schmerz nahm der Frau die Worte.

Regina stand auf einmal vor dem entschleierte Geheimnis des Lebens. Der laute Schmerzensschrei der Frau löste ihr alle Zweifel, die aus ihren Worten sich wie Knäuel vor ihr gehäuft hatten. Sie meinte, so mühte empfinden,